

Kannibalen? Aber ja doch!

Zwischen Trauer und grenzenlosem Optimismus:
Ursula Prutsch und Enrique Rodrigues-Mouras
farbenfrohe Kulturgeschichte Brasiliens • *Cosima Lutz*

Jeden Tag, so lautet ein brasilianisches Sprichwort aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs, bringe die Regierung das Land um einen Schritt zurück. „Doch in der Nacht, wenn die Regierung schläft, schiebt sich das Land wieder zwei Stufen vor.“ Nach der Lektüre von „Brasilien. Eine Kulturgeschichte“ von Ursula Prutsch und Enrique Rodrigues-Moura muss man den Spruch ausdehnen auf die lesende, reisende, brasilienbegeisterte und -unkundige Rest-Welt: Während diese immer wieder im Traum vom exotischen, korrupten, aber sympathischen Schwellenland versinkt, schiebt sich der größte Staat Lateinamerikas in aller Ruhe, mit aller Wucht voran.

Es herrscht Deutungsbedarf: Gingen nicht Brasilien Fußballbegeisterte Menschen im Sommer 2013 auf die Straße, um unter anderem ausgerechnet die Ausgaben für die bevorstehende Fußball-Weltmeisterschaft anzuprangern? Und wie steht es eigentlich um den Erste-Welt-Reflex, hier von „verkehrter Welt“ sprechen zu wollen: Inzwischen ziehen immer mehr Europäer auf der Flucht vor der heimischen Finanzmisere in die Favelas brasilianischer Großstädte, seit 2008 unterstützt das Land das ehemalige Mutterland Portugal, und längst zählen die USA zu seinen Schuldnern. Zur Erinnerung: 1990 war Brasilien fast bankrott.

Wie hat Brasilien es fertiggebracht, sich binnen zweier Jahrzehnte zu einem Land zu mausern, das in der ersten Liga der Industrienationen zu spielen beginnt? Diese zunächst rein ökonomische Frage führt die Münchner Historikerin Prutsch und den Bamberger Romanisten Rodrigues-Moura zur Frage nach den Bedingungen des brasilianischen Selbstbewusstseins. Und damit mitten hinein in eine schlingende, zwischen Optimismus und kollektiver Trauer hin- und hergeworfene fünfzehnjährige Kulturgeschichte. Also in die Literatur- und Kunstgeschichte, die Geschichte des Tanzes, des Fußballs und des Motorsports, des Kinos, der Werbung, der Musik und der Religionen, der Bildung, der Industrien und der Wissenschaft, nicht zu vergessen die Geschichte der Telenovelas. Die Autoren haben sich einiges vorgenommen.

Sie beginnen im Jahr 1498 mit der Ankunft portugiesischer Seefahrer und entschuldigen sich für diesen „sehr klassischen“ Einstieg damit, angesichts einer mindestens dreißigtausendjährigen Siedlungsgeschichte nicht auf anthropologischem Gebiet wildern zu wollen. Klug gewählt ist der Zeitraum jedenfalls, ist das Thema des Buches doch offenbar (wenn auch nicht explizit) das In- und Gegeneinander von Fremd-

und Selbstzuschreibungen. Kaum waren die ersten Europäer gelandet, war mit dem Kannibalen hierfür eine geniale Generalmetapher gefunden: Mit ihm ließen sich Ängste schüren und Landnahmen rechtfertigen, bis heute lassen sich die Integrationsprozesse in ihrer ganzen Zweischneidigkeit so erfassen. Die Kulturgeschichte Brasiliens ist eine der Verschlingungen.

In den Zwanzigerjahren stand der Menschenfresser sogar Pate für eine ironische und spielerische kulturelle Avantgarde. Die Kannibalen-Bewegung nahm ihren Ausgang 1922 in São Paulo mit der Semana de Arte Moderna, einer Schau expressionistischer Werke etwa Lasar Segalls und Anita Malfattis. Oswald de Andrade lieferte wenig später ein „Kannibalistisches Manifest“, in dem er mehr Mut zum Eigenen einforderte und die kolonialistische Menschenfresser-Zuschreibung zum Identifikationsangebot umformte: Sich das Beste der anderen einzuverleiben und das, was man nicht brauchen könne, auszuspüren, das war für ihn der einzige Weg Brasiliens zu Wachstum und Autonomie. Obwohl ihr Prinzip „eminenter prägend für die Innen- und Außenpolitik im 20. und 21. Jahrhundert“ gewesen sei, wie Prutsch und Rodrigues-Moura betonen, blieb diese Bewegung letztlich auf bildungsbürgerliche Schichten begrenzt.

Hier wird nichts verklärt. Brutalen Auslöschungen, Armut und Korruption stellt dieses Buch jedoch stets kulturelle und politische Übergänge gegenüber, die weltweit einmalig sein dürften. Das beginnt mit der „soft power“ der

Jesuiten, die zunächst geschickt die Sprache der Einheimischen (Tupi) als Umgangssprache förderten, reicht über die kriegsfreie Loslösung Brasiliens von Portugal und ist mit der heutigen Umkehrung der alten Kräfteverhältnisse beider Staaten noch nicht zu Ende.

Widersprüche lassen die Autoren oft beunruhigend auf sich beruhen. Brasilien lebe „mit dem Vorurteil, keine Vorurteile zu haben“, nannte es der Soziologe Florestan Fernandes. Sozialer Aufstieg ist bis heute trotz (oder gerade wegen) einer mancherorts eingeführten Quote eine Frage der Hautfarbe. Wo immer ein europäischer Reisender staunend eine heilere Welt als die eigene zu betrachten meint, kommt der Zweifel um die Ecke, und dann der Zweifel am Zweifel. Die brasilianische Gesellschaft sei rassistisch gewesen, heißt es in dem Buch, „aber sie pflegte keine Apartheid“. Schwarze Fußballer mussten sich einst weiß schminken, heute schließt man mit der Abschaffung billiger Stehplätze gerade die ärmeren Zuschauer aus Stadien aus. Als großer Integrator gefeiert, wurde Fußball oft politisch missbraucht, um vom Auseinanderdriften der Nation abzulenken.

In vielen kurzen, chronologisch durchgezählten und nur durch Zwischentitel gegliederten Kapiteln vermeiden die Autoren überordnete Pointierungen manchmal selbst dann, wenn Orientierung nötig wäre. Von „Entdeckungen: Brasil-Holz und Edle Wilde“ geht es durch die Jahrzehnte zu „Ein Opernhaus am

Amazonas – Der Kautschukboom“ bis hin zum „Arbeiterleben in São Paulo, Henry Ford und der Erste Weltkrieg“. Bisweilen entsteht ein Nebeneinander ermüdend gleichwertiger, oft nur angerissener Themen.

Hat man sich aber erst einmal daran gewöhnt, lässt diese Erzählweise gerade das Vor und Zurück und Hin und Her von visionären und restriktiven Entwicklungen hervortreten. Es ist eine Herausforderung, dem Dribbling des Forschungsgegenstandes zu folgen, aber es lässt sich Verblüffendes daraus mitnehmen, sodass man sich fragt, warum bei uns so wenig aus der Geschichte Brasiliens gelernt wird. Anknüpfungspunkte im Guten wie im Schlechten gäbe es genügend, sei es der drohende Ausverkauf malerischer gelegener Favelas, der wachsende Erfolg evangelikaler Heilsversprechen oder der Umgang mit der jüngsten Finanzkrise, der Brasilien durch Investitionen statt durch Einsparungen bisher fast unbeschadet zu begegnen verstand.

Das Buch ist kein kulturprogrammativ-matisches Manifest, aber dass die Künste auch weiterhin dieses In- und Nebeneinander von außenpolitischem Selbstbewusstsein und inneren Selbstzweifeln widerspiegeln und beeinflussen werden, daran las-

sen die Autoren keinen Zweifel. Brasiliens Kultur sei zwar durch eine Reihe von Symbolen geprägt, ihre Vielfalt habe jedoch nicht „in eine kulturelle Einheit gezwungen“ werden können.

Eher ist es der Blick von außen, der enge Grenzen zieht: Man könne die Demonstrationen vom Sommer auch in diesem Sinne begreifen, schreiben Prutsch und Rodrigues-Moura in einem seltenen parteiischen Moment, „dass die Welt endlich aufhören möge, Brasilien nur mit Zuckerhut, Copacabana und Fußball zu assoziieren“. Statt weiter hiervon zu träumen, wäre es an der Zeit, von Brasilien aus einen ebenso gnadenlosen wie einfallsreichen Blick aufs Eigene zu versuchen. Jean de Léry, ein Genfer Protestant, beschreibt 1578, wenige Jahre nach der Bartholomäusnacht, kannibalische Praktiken, die er als Abschreckungsrituale gegen den Feind deutete. Doch das zivilisierte Europa kommt bei ihm noch viel schlechter weg. Und zwar nicht nur, weil in Frankreich Katholiken Protestanten massakrierten: „Die Sauvages verspeisen ihre Feinde, die sie im Krieg gefangen nehmen – wenn sie tot sind. In Europa dagegen sind es die Gier und der Wucher, die die Menschen lebendig verzehren.“ Billiglohn-Europa hat er vor 500 Jahren damit freilich nicht meinen können.



„Street-Art Brazil“: Pünktlich zur Frankfurter Buchmesse hat die Schirn brasilianische Graffitis ins Frankfurter Stadtbild gebracht. Die Exponate sind bis zum 27. Oktober zu sehen



Ursula Prutsch, Enrique Rodrigues-Moura:
Brasilien: Eine Kulturgeschichte.
Transcript, Bielefeld.
264 S., 24,80 €.

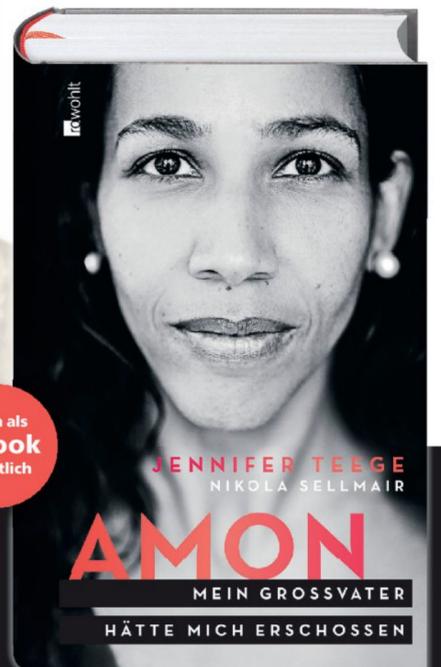
rowohlt

www.rowohlt.de



Jede Wahrheit ist besser als das Schweigen

Durch Zufall erfährt Jennifer Teege,
wer ihr Großvater war: Der KZ-Kommandant Amon Göth.



Auch als
E-Book
erhältlich

JENNIFER TEEGE
NIKOLA SELLMAYER
AMON
MEIN GROSSVATER
HÄTTE MICH ERSCHOSSEN

272 Seiten. Gebunden
€ 19,95 (D) / € 20,60 (A) / sFr. 28,50 (UVP)